meister Mousel wallfahrte erst kürzlich, wie berichtet wurde, in amtlicher Qualität nach dem Mekka an der Seine, wo er vor Verzückung fast verging, als ihm im dortigen Rathhaus seitens einiger Stadträthe aus dem Batignolles-Viertel die hohe Ehre widerfuhr, zum Fußtuffe zugelassen zu werden. Am 16. dieses Monats aber betheiligte sich der Bürgermeister der Hauptstadt des neutralen Großherzogthums Luxemburg an der französischen Feier zu Mars-la-Tour, wo ihm beim Festmahl der Ehrenplatz zur Rechten des Unterpräfecten von Briey angewiesen wurde und der Abgeordnete und Akademiker Mezières ihm die angenehmsten Dinge sagte. Da wird er wohl nicht umhin gekonnt haben, den Becher auf baldige Revanche zu leeren. Für den Tag von Gravelotte bestellte er sich dann eine Feuerwehr aus Longwy nach Luxemburg und ließ ihr den Ehrenwein im Rathhause reichen. Leider legte er (wie der „Köln. Ztg." geschrieben wird) keine große Ehre mit seinen lieben Gästen ein, denn schon nach wenigen Stunden hatte das Münchener Bier die Helden von der Spritze so jämmerlich zugerichtet, daß ein Schwanken in den Straßen losbrach, wie es seit Menschengedenken nicht dagewesen. Es gelang dabei nicht einmal der Marseillaise, die Biedern zum Begriff der geraden Linie zurückzubringen. Dieselbe, jetzt das Stadtregiment führende Gruppe, besitzt ein wöchentlich erscheinendes Radaublättchen, das die Deutschenhetze in einer Weise betreibt, als ob die Leute bewußter Weise das Maß der Sünden für den Tag der großen Abrechnung voll machen wollten. Und an der Spitze dieses Blättchens steht der Abgeordnete Servais, der den Sitz seiner gewerblichen Thätigkeit in Preußen hat und es ganz natürlich findet, wenn er unter dem Schutz der deutschen und preußischen Gesetze ruhig seinem Erwerbe nachgehen kann. Diese selben Herren nun erheben augenblicklich ein großes Geschrei und drohen sogar mit einer Interpellation in der Kammer, weil es bekanntlich dem Großherzog gefallen hat, einen Beitrag zu der zu Königstein im Taunus abgehaltenen Siegesfeier zu spenden. Sie dürfen ungestraft die Franzosen spielen, aber der Großherzog darf sich natürlich nicht erinnern, daß deutsches Blut in seinen Adern rollt und er zudem über ein Land herrscht, das einen Theil Zolldeutschlands ausmacht und zur deutschen Sprach- und Stammesgemeinschaft gehört.

Das englische Wochenblatt „Saturday Review" schöpft aus den Antworten, die die frechen Zumuthungen des „Standard" von dem deutschen Kaiser erfahren haben, die Gewißheit, daß wir uns nicht zu englischen Zwecken mißbrauchen lassen werden, und nimmt deshalb Kriegsaufstellung gegen Deutschland. Es schreibt u. A.:

„Die beherrschende Thatsache in unserer auswärtigen Politik ist die beständige Feindschaft Frankreichs. Wir mögen diese Feindschaft unverständig oder unzeitgemäß nennen, ihr Dasein ist nicht zu bezweifeln. Einige Zeitungen sind deshalb dafür, Lord Salisbury solle dem deutschen Kaiser Hilfe und Unterstützung versprechen, falls Jemand die verbündeten Staaten in Europa angreife oder deren Interessen verletze, wogegen die Verbündeten England beistehen sollten, falls Jemand dessen Gebiete in anderen Theilen der Welt antaste. Aus verschiedenen Gründen gefällt uns diese Politik, so sicher sie auch ist, nicht. Wir Engländer haben stets Krieg geführt gegen unsere Handelsrivalen. Jetzt ist unser Handelsconcurrent nicht Frankreich, sondern Deutschland. Im Falle eines Krieges mit Deutschland können wir viel gewinnen, aber nichts verlieren. In einem Kriege mit Frankreich verlieren wir sicher, mag der Ausfall sein, welcher er will. Deshalb sind wir gegen eine vorschnelle Verbindung mit den mitteleuropäischen Mächten. Unter diesen Umständen bleiben uns nur zwei Wege offen: entweder Frankreich durch Räumung Egyptens zu versöhnen oder dem Zaren die Hand zur Freundschaft zu bieten. Im letzteren Falle müssen wir Rußland freies Spiel nach Süden gewähren und gleichmäßig zuschauen, wenn die Russen in zehn Jahren in Konstantinopel sind. Aus vielen Gründen würden wir diese Politik vorziehen."

Was das englische Blatt vorzieht, Egypten zu räumen oder die Russen in Konstantinopel einziehen zu lassen, ist nicht ganz klar, aber auch gleichgiltig. Uns interessirt oder richtiger amüsirt nur die Zuversicht, daß England im Falle eines Krieges mit Deutschland nichts verlieren könne. Ist dies so ganz sicher? Deutschland ist nicht, um ein Bild Bismarck's zu gebrauchen, der Elephant, der dem Walfisch nichts anhaben kann. Es ist, zur Begründung steht der „Saturday Review" ein kurzgefaßter Leitfaden der europäischen Geschichte der letzten 41 Jahre zur Verfügung, ein Löwe, der nach weitem Sprung die Pranke in den Leib des Feindes zu schlagen vermag. Schon daß nach dem Zugeständniß der „Review" eine feindselige Haltung gegen Deutschland England zwingen würde, an einem von zwei Schicksalspuncten der Weltpolitik auf jeden Einfluß zu verzichten, hätte das Blatt veranlassen sollen, das große Wort etwas weniger gelassen auszusprechen. Aber freilich, sein „großes Wort" ist ein plurale tantum, es kommt nur in der Mehrheit vor und heißt da „große Worte".

Ueber die Gründe, weshalb die anfänglich in Aussicht genommene Entsendung einer russischen geistlichen Mission nach Abessynien unterbleibt, und die abessynischen Gäste, ohne Moskau zu besuchen, aus Rußland abgereist sind, wird aus Petersburg geschrieben: Prinz Damto, der ein wenig französisch radebrechen kann, hatte durch irgend Jemand nicht nur von der Absicht der Moskauer Glaubensgenossen, den Abessyniern mit zwei Kirchenglocken ein Geschenk zu machen, sondern auch davon erfahren, daß sein russischer Begleiter, der Forschungsreisende Leontjew, die Moskauer erst nach manchem Hin und Her zu diesem Geschenk zu überreden gewußt habe. Leontjew habe im Auftrage des Negus und auf dessen Kosten in Moskau Kirchenglocken für Abessynien zu bestellen gehabt, das auch gethan, zugleich aber den Moskauern klar gemacht, von den verhältnißmäßig armen orthodoxen afrikanischen Brüdern dürften sie hierfür in keinem Falle Geld annehmen. Dem Prinzen schien dies nicht recht zu sein, und er fragte daraufhin Leontjew nach dem Verbleib gewisser Goldbarren, die ihm angeblich in Gegenwart des Prinzen und des Pater Jefrem durch den Negus Menelik zur Bezahlung für jene Glocken überreicht worden seien. Doch weder Leontjew noch Jefrem konnten sich dieser Goldbarren entsinnen, was den beistellligen Afrikaner in solche Wuth versetzte, daß er mit dem Säbel auf Leontjew eindringen wollte. Erst dem zufällig hinzukommenden Geheimrath P., dem die Sorge für die Unterkunft und die Verpflegung der Gesandtschaft übertragen war, gelang es, den erregten Prinzen zu beruhigen; doch schwur dieser hoch und theuer, an Ort und Stelle, also in Moskau selbst, würde er den dortigen Glockenspendern den wahren Sachverhalt darzulegen wissen. Käme übrigens Leontjew oder Jefrem jemals wieder nach Abessynien, so stehe er nicht für ihr Leben ein. Kurzum, der Spectakel war groß und gab, wie behauptet wird, der Regierung Anlaß, den Moskauer Besuch wie die zweite Reise Leontjew's nach Abessynien ganz zu untersagen.

In der türkischen Ablehnung der Einmischung der Mächte in innere Angelegenheiten der Türkei ist ein System erkennbar. Nachdem die drei Mächte durch Verzögerung der Antworten auf ihre Vorschläge monatelang hingehalten worden sind und so ein Gewinn an Zeit erzielt wurde, um den Sultan einer Veränderung der bisherigen Verwaltungsgrundsätze günstig zu stimmen — eine Aufgabe, die Said Pascha nicht leicht geworden ist —, wird nun der allgemeine türkische Reformplan für alle Provinzen des Reichs, wie er durch die Commissionen unter Turkhan Pascha ausgearbeitet wurde, als Lösung aller Schwierigkeiten betrachtet, eine Auffassung, der sich die drei Botschafter indessen keineswegs anschließen. Für den 31. August wird trotzdem ein kaiserlicher Hat erwartet, der den Provinzen diese Reformen feierlich verleihen und die ganze Reformfrage als erledigt erklären soll. Gegen eine den Eigenthümlichkeiten einer jeden Provinz entsprechende Reform der Verwaltung hat Niemand etwas einzuwenden. Charakteristisch ist aber die Einschränkung, die der türkische Reformplan den früheren Hats angedeihen läßt. Während nach den bisher geltenden Gesetzen die Ernennung von christlichen Walis (General-Gouverneuren) dort wenigstens theoretisch möglich war, wo sich eine christliche Bevölkerung vorfindet, während die türkische Verfassung die volle Gleichberechtigung aller Religionen feierlich verbürgt, beseitigen die neuen „Reformen" die Gleichberechtigung zu Gunsten der Muselmanen. In diplomatischen Kreisen herrscht denn auch die Ansicht vor, daß die Türkei durch die Verwirklichung der durch den Hat zu versprechenden Reformen keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt bedeuten würde. Die Lage ist verwickelter denn je seit dem Auftauchen der armenischen Frage. Bezüglich Macedoniens sind wirkliche Reformen nicht vorgesehen. Das eingeborene Element der christlichen Provinzen, das versprochenermaßen an der Berathung der Reformen theilnehmen sollte, ist gar nicht befragt worden. Gerüchtweise verlautet, daß für die Serben und die Bulgaren je zwei Bischöfe bewilligt sind; für die Serben in Prizrend und Uesküb, für die Bulgaren in Strumitza und Kukusch. Auf die bulgarisch-macedonische Bewegung wird diese Bewilligung voraussichtlich ohne Einfluß bleiben.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 27. August. Wie wir der „Kölnischen Zeitung" entnehmen, hebt ein Führer der freisinnigen Partei in Bayern, Professor Günther in München, in Zeitungsausführungen den großen Unterschied zwischen norddeutschem und süddeutschem Liberalismus und die Gründe hervor, weshalb in Süddeutschland Freiconservative, Nationalliberale und Freisinnige sich zu einer einzigen, den Gegensatz gegen das Centrum bildenden liberalen Partei zusammenschließen. Dem genannten Blatte erscheinen diese Aeußerungen besonders bemerkenswerth aus dem Munde eines freisinnigen Liberalen, den sein Parteistandpunct nicht hindert, das Ueberwiegen dessen, was ihm mit den übrigen Gruppen des Liberalismus gemeinsam ist, zu erkennen und offen auszusprechen. Wir schließen uns diesem letzteren Urtheile selbstverständlich an, bedauern aber, bemerken zu müssen, daß das von Herrn Günther dem süddeutschen Freisinn gespendete Lob für Baden wenigstens ungerechtfertigt ist. Dort schließen sich die Freisinnigen unter dem Feldgeschrei „wider die Nationalliberalen" mit dem Centrum zusammen und zwar seit Jahren aus eigener Initiative, ohne die Beeinflussung durch norddeutsche Wanderredner. Das Wort des verstorbenen von Schauß, daß der süddeutsche Liberalismus sich angesichts der vom Klerikalismus drohenden Gefahr nicht den Luxus zweier Parteien gestatten dürfe, ist vom Freisinn nur in Bayern und dort unvollkommen beherzigt worden. In Baden wird man übrigens demnächst Gelegenheit haben, uns Lügen zu strafen und Herrn Günther zu rechtfertigen. Die ultramontanen Ansprüche, die soeben wieder auf dem Münchener „Katholikentag" erhoben wurden, sind nicht ungeeignet, den badischen Linksliberalen eine Revision ihrer Ansichten über die Natur der Partei des Herrn Wacker nahezulegen.

* **Berlin**, 27. August. Der „Reichsanz." enthält folgende Bekanntmachung des Ministers der öffentlichen Arbeiten:

Die diesjährige Wiederkehr des Sedantages (Montag, 2. September) wird voraussichtlich an vielen Orten des Landes in außergewöhnlicher Weise gefeiert werden. Um neben den Beamten auch den Arbeitern der Staatseisenbahnverwaltung die Theilnahme zu erleichtern, bestimme ich hierdurch, daß, soweit die Natur und die Bedürfnisse der einzelnen Betriebszweige es überhaupt gestatten, allen denjenigen, welche am Kriege 1870/71 theilgenommen haben, der diesjährige ganze Sedantag, den übrigen Bediensteten aber der Nachmittag freigegeben und in beiden Fällen der Lohn unverkürzt, gleich als ob gearbeitet wäre, gezahlt werde. — Die königlichen Eisenbahn-Directionen werden veranlaßt, hiernach das Erforderliche anzuordnen. Insbesondere werden, soweit nicht unaufschiebbare Arbeiten vorliegen, in den Hauptwerkstätten und bei der Bahnunterhaltung am Nachmittag die Arbeiten zu ruhen haben. Denjenigen Arbeitern, die gegen Accordlohn beschäftigt werden, wird der Accordlohnsatz um den durchschnittlichen Verdienst eines halben Tages zu erhöhen sein. Eine Einschränkung des allgemeinen Verkehrs, insbesondere auch des Güterverkehrs, ist zwar nicht zugängig. Indessen wird auch den Stations- und Güterbodenarbeitern, die an dem Festzug theilgenommen haben, zur Theilnahme an der Feier des Tages, soweit möglich, Gelegenheit in dem oben gedachten Umfang zu geben sein.

Berlin, den 24. August 1895.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten.
In Vertretung:
Vrefeld.

An sämmtliche königliche Eisenbahn-Directionen.

Der „Vorwärts", der seinen Gläubigen wiederholt die freche Lüge aufstischte, man wolle „unter Einbehaltung des Arbeitslohnes die Arbeiter in die monarchopatriotische Feier hineinpeitschen", sieht sich nun zu einer neuen, noch frecheren Lüge genöthigt. Er schreibt:

„Die Arbeiter, die den Lohn für den Sedantag erhalten, haben es der Socialdemokratie zu verdanken, welche unausgesetzt rügte, daß Arbeiter zu Festen gezwungen werden, die für sie einen Lohnentgang zur Folge haben."

Vor solchem Uebermaß von Verlogenheit müssen schließlich doch die „Genossen" selbst Ekel empfinden.

* **Berlin**, 27. August. Die ministerielle „Berl. Corr." schreibt: Die neuerdings in der Presse und auch anderweit vorgebrachten Wünsche der Landwirthschaft betreffs der Körnerankäufe durch die Proviantämter gipfeln im folgenden 3 Puncten:

1) Es sollen die Proviantämter mit den Körnerankäufen beginnen, sobald die ersten Inlandszufuhren auf dem Markte erscheinen; 2) für das an die Proviantämter zu liefernde Getreide sollen Preise gezahlt werden, welche die Productionskosten decken und die von der Börse notirten Preise um ein Beträchtliches übersteigen; 3) die Heeresverwaltung soll zur Entlastung des Marktes, und um den Antrag des inländischen Getreides von der Börse abzumachen, ihren Bedarf an Körnern durch forcirte Ankäufe, speciell in Berlin, schleunigst decken und so zur Hebung der Preise beitragen.

Hierzu ist zu bemerken:

Zu 1. Die in der Presse hervorgetretene Behauptung, daß die Proviantämter erst in der zweiten Hälfte des September und zu Anfang October mit den Körnerankäufen aus der neuen Ernte begonnen, trifft nicht zu; nach § 63 der Proviantamtsordnung nehmen die Ankäufe mit dem beginnenden Ausdrusch ihren Anfang. Thatsächlich haben die Proviantämter zum Theil bereits im Juli dieses Jahres Anlaß zum Beginn der Roggenankäufe aus der neuen Ernte erhalten; soweit dies nicht geschehen, sind die Intendanturen vor Mitte August dieses Jahres veranlaßt worden, mit der Auftragsertheilung nicht länger zu warten. Bei einigen Proviantämtern ist schon im Juli dieses Jahres mit dem Ankauf von Roggen neuer Ernte begonnen worden.

Zu II. Höhere als die Marktpreise zahlen zu lassen, kann die Heeresverwaltung nicht verantworten. Aber selbst wenn sie diesem Verlangen nachgeben und höhere Preise bewilligen könnte, würde sie nicht wissen, welche Preise sie zahlen soll, da jeder Anhalt für die Bemessung der anzulegenden Preise fehlen würde, wenn die Marktpreise keine Geltung mehr haben, vielmehr beträchtlich höhere als die marktgängigen Preise gezahlt werden sollen.

Zu III. Die Hauptursache der dritten Forderung ist die, daß ein den Bedarf übersteigender Posten von 40 000 bis 50 000 t Weizen und Roggen an den Berliner Markt gebracht sein soll, der angeblich keine Käufer findet, und daß noch weitere große Getreidemengen von Hamburg unterwegs sein sollen. Zur Beseitigung des hierdurch hervorgerufenen Preisdrucks soll die Militärverwaltung helfen, indem sie das überschießend vorhandene, die Preisnotirungen ungünstig beeinflussende Getreide, sowie die weiterhin noch auf den Markt gebrachten bezw. zu bringenden Mengen schleunigst aufkaufen läßt. Bei einem Jahresbedarf von 107 281 t Roggen zur Verpflegung des Heeres sind für einen Monat rund 9000 t Roggen erforderlich, die sich auf 16 Armeecorps vertheilen. Der Bedarf an Weizen mit 141 t ist zu geringfügig, als daß er überhaupt in Betracht kommen kann. Das überschießend vorhandene Getreide lediglich für das Berliner Proviantamt ankaufen zu lassen, ist nicht möglich, weil es dessen Bedarf weit übersteigt; es würde auch an Platz zu seiner Unterbringung mangeln, da die Magazine größtentheils gefüllt sind und nur nach Maßgabe der durch den Verbrauch freiwerdenden Räume, z. B. etwa der Bedarf auf 3 Monate, gekauft werden kann. Das Miethen von Magazinen zur Lagerung großer Getreidemengen erscheint ausgeschlossen, zumal da es an Speichern fehlt. Es erübrigte somit nur, den größten Theil des anzukaufenden Getreides nach den verschiedenen Bedarfspuncten außerhalb Berlins zu versenden, was die Kosten desselben wesentlich vertheuerte. Würde die Heeresverwaltung, den laut gewordenen Wünschen entsprechend, den jetzigen Preisdruck ausnützen und hier große Getreidemengen ankaufen lassen, so könnte dies in der Hauptsache nur von Händlern geschehen, zum Theil würde auch ausländische Waare gekauft werden. Es hätten daher in erster Linie die Händler, vielleicht auch ein beschränkter Kreis von Grundbesitzern, die ihre Ernte frühzeitig auf den Markt bringen können, den Vortheil hiervon. Daß solche Ankäufe aber einen günstigen Einfluß auf die Preisnotirungen ausüben würden, erscheint um deswillen nicht wahrscheinlich, weil der Bedarf der Heeresverwaltung an Roggen gegenüber dem Gesammtbedarf der Bevölkerung nur 1,4 Proc. beträgt. Eine sehr unerwünschte Folge derartiger Maßnahmen würde sich aber dadurch ergeben, daß die Militärverwaltung für alle diejenigen Gutsbesitzer und kleineren Landwirthe, die ihre Ernte erst später auf den Markt bringen, dann vielleicht auch bessere Preise erzielen, keine Abnehmerin mehr sein könnte, weil sie ihren Hauptbedarf vorzeitig gedeckt hat. Der seit Jahren durchgeführte und den bisherigen Wünschen der Landwirthschaft entsprechende Grundsatz, bei Versorgung der Magazine mit Brodfrucht vorzugsweise directe ländliche Bezugsquellen zu benutzen, würde daher durchbrochen werden müssen.

— Die Nachricht, daß der Kaiser auf schriftliches Ansuchen des Papstes den Schutz der katholischen Missionen in China übernommen habe, ist bereits dahin richtig gestellt worden, daß von einem derartigen Schreiben des Papstes in katholischen Kreisen nichts bekannt sei. Nunmehr meldet die „Köln. Volksztg." Folgendes:

„Das Berliner Auswärtige Amt hat aus eigenem Antriebe auf die erste Nachricht von den Christen-Metzelungen in China an den kaiserlichen Gesandten in Peking und die deutschen Consuln in den verschiedenen Städten Chinas die telegraphische Weisung gelangen lassen, sich der Missionen mit allem Nachdruck anzunehmen und bei dem ersten Anzeichen von Unruhen sich mit den Commandanten der deutschen Kriegsschiffe in den ostasiatischen Gewässern in Verbindung zu setzen."

— Der Wortlaut der vom Kaiser und vom Großherzoge von Oldenburg an den ehemaligen Reichskanzler Grafen v. Caprivi gerichteten Depeschen wird im „Groß. Wochenbl." mitgetheilt. Das Telegramm des Kaisers lautet:

„S. M. Yacht „Hohenzollern", 16. August 1895.

An den General der Infanterie Grafen von Caprivi.

Bei der 25jährigen Wiederkehr des Schlachttages von Vionville-Mars-la-Tour, eines Ehrentages des 10. Armeecorps, gedenke ich gern und dankbar Ihrer verdienstvollen Thätigkeit als Chef des Generalstabes dieses Corps. Wilhelm, R."

Der Großherzog von Oldenburg depeschirte:

„Rastede-Palais.

An General Graf Caprivi.

Bei der heutigen Erinnerungsfeier der schweren Kämpfe bei Vionville und Mars-la-Tour, an deren Erfolg Euer Excellenz einen so großen Antheil haben, drängt es mich, Ihnen von Neuem die Versicherung meiner aufrichtigen Verehrung auszusprechen. Gott gebe, daß Sie diesen Tag noch viele Male erleben. Peter."

— Der „Hamb. Correspondent" meldet:

„Nach einer unlängst ergangenen Anweisung für den Waffengebrauch des Militairs und der Landgendarmerie haben sich nunmehr auch die Ortspolizeibehörden Preußens zu richten. Darnach ist bei jeder Verhaftung dem Betreffenden unter Handauflegen oder Berühren mit der Waffe ausdrücklich zu eröffnen, daß er verhaftet sei. Der bloße Haltzuruf oder der Zuruf: Sie sind arretirt (verhaftet) und dergleichen genügt fortan nicht mehr. Auch ist dem Arretirten sofort zu erklären, daß bei Fluchtversuch von der Waffe Gebrauch gemacht werden würde."

In Berlin ist, wie die „Post" bemerkt, an zuständiger Stelle von einer solchen Anweisung nichts bekannt.

— Im 12. schleswig-holsteinischen Landtagswahlkreise (Norderdithmarschen), dessen Mandat durch den Tod des Abgeordneten Ottens erledigt war, ist, wie schon gemeldet, der Nationalliberale Hermann Kahlke mit 68 gegen 39 Stimmen, die auf den freisinnigen Reichstagsabgeordneten Thomsen fielen, gewählt worden. Bei den Hauptwahlen im Jahre 1893 entfielen auf den Nationalliberalen 76 und auf den Freisinnigen 56 Stimmen. Die freisinnige Partei hat mithin einen sehr beträchtlichen Rückgang zu verzeichnen.

— Nachdem in Stettin erhebliche Mittel aufgeboten worden sind, um die Hafenanlagen den durch die Vollendung des Kaiser-Wilhelm-Canals veränderten Verhältnissen anzupassen, besteht bei der preußischen Regierung, der „Post" zufolge, die Absicht, auch eine Fahrrinne durch das Haff herzustellen. Die Kosten für die Ausführung dieses Projectes sind nicht ganz unbedeutend.

— Im Einklang mit dem Beschluß der städtischen Behörden Berlins, an dem diesjährigen Sedantage die Illumination besonders glänzend zu gestalten, werden, wie die „N. A. Z." hört, auch die fiscalischen Gebäude der Hauptstadt an diesem Tage festlich beleuchtet werden.

— Wie die „Kreuz-Ztg." hört, ist dem Unterstaatssecretair v. Rottenburg, der zur Zeit den Staatssecretair Dr. von Bötticher vertritt, ein Urlaub von einem halben Jahre zur Wiederherstellung seiner Gesundheit bewilligt worden.

— Der Berliner Arbeiterverein, dessen Mitglieder in der Mehrheit der Demokratie sich zuzählen, beschäftigte sich in seiner gestrigen Versammlung mit dem Programmentwurf der deutschen Volkspartei. Es traten dabei wiederum die Gegensätze zwischen den demokratischen und den zur frei-

---

denn die ganze Geschichte an? Ich gehöre ja nicht mehr zur Firma."

Der kleine Agent rückte immer näher. „Sehen Sie, jetzt wäre es vielleicht doch möglich, daß er sich zum Verkauf des Patentes entschlösse. Da ist nur noch ein Haken. Der Ruprecht, ein ganz widerwärtiger derber Geselle, behauptet, sie construirten da eine neue Blocksäge, und wenn alle Stricke rissen, verkaufte Herr Paulsen diese Erfindung. Wir, d. h. meine Auftraggeber, können aber keine Blocksäge gebrauchen; sie wollen das Patent haben oder gar nichts. Sie kennen die Verhältnisse ja besser als ich und sind ein gewiegter Geschäftsmann, wenn Sie Herrn Paulsen überreden könnten, auf unsere Wünsche einzugehen, würde es mir auf einen Theil der Provision durchaus nicht ankommen."

Die Wahrheit war, daß Schneider und Goldstein in dem sicheren Glauben, sie würden das Patent erhalten, bereits mit dem Bau mehrerer Messermaschinen beschäftigt waren und jetzt einen enormen Verlust fürchteten. Flaps saß eine ganze Weile und überlegte; daß sein ehemaliger Principal sich sehr wenig um seinen Rath kümmern würde, das wußte er gut genug, aber vielleicht fanden sich sonst Mittel und Wege, diesen Handel dennoch zu begünstigen und dabei auf bequeme Weise die eigene Tasche zu bereichern.

Wohl noch eine Stunde saßen die beiden Männer redend zusammen, als sie sich endlich trennten, geschah es mit einem verständnißvollen Lächeln.

* * *

An diesem Tage kam Herr Wladimir Stengel erst gegen Abend heim und machte sofort seiner Wirthin einen Besuch. Frau Hagemeister, die einen mächtigen Zug nach oben hatte, sie sprach sehr gern von ihrer „Gebildetheit", war diesem neuen Miether außerordentlich zugethan. Er kleidete sich so interessant und konnte so gewandt reden, daß ihr manchmal der Athem stockte. Augenblicklich freilich mußte er ihr Kummer bereiten, denn er beklagte sich bitter über Fräulein Blei und mehr noch über Karl Hagemeister.

„Der abscheuliche Mensch", schrie die erregte Frau, „wie kann er sich unterstehen, in meinem Hause solchen Scandal zu machen, aber ich werde ihn Mores lehren."

Sie steckte dabei die spitze Nase so energisch in die Luft, als wollte sie Jedem rathen, ihr zehn Schritt vom Leibe zu bleiben.

„Ich bedauere nur Fräulein Blei", flüsterte Stengel, „sie ist wirklich nicht geschaffen, um die Frau eines — äh — eines so rohen Patrons zu werden."

Er sprach, als ob es ihm sauer würde, so grobe Worte über seine Lippen zu bringen. Frau Hagemeister sah ihn bewundernd an.

„Wissen Sie was, Herr Stengel, mir wundert blos, was Sie an die Lene finden. Mein Gott ja, sie hat ja ein bischen hinter der Hand, aber sonst ist doch auch nicht viel an ihr; so ne rothe Backen und das Haar all' um den Kopf wie ein Flederwusch."

Flaps erhob abwehrend die Hand. „Geld und Gut spielt keine Rolle bei mir, Frau Hagemeister, es ist das Herz allein, welches sein Recht verlangt und hart ist es, wenn reine Gefühle so verachtet werden." Er seufzte elegisch.

„Ne, Herr Stengel, wie Sie das Alles doch so sagen können; die Deern ist ja wohl rein toll, wenn sie das nicht einsieht, was das für ein großes Glück für sie wäre, wenn sie Ihnen zum Mann kriegte. Na, ich werd' ihr mal eins, ordentlich den Kopf waschen!"

„Das ist durchaus nicht mein Wunsch. Meinetwegen soll Fräulein Blei keinen unangenehmen Augenblick haben. Ich möchte sie nur schützen vor einem traurigen Leben an der Seite — äh — eines solchen Menschen." Er erhob sich und empfahl sich mit tiefer Verbeugung.

Bisher hatten seine Liebenswürdigkeiten gegen Lene nur in seiner natürlichen Zudringlichkeit ihren Grund gehabt; jetzt aber wurde es ihm zur Ehrensache, sich von dem rußigen Schmied nicht aus dem Felde schlagen zu lassen. „Der unverschämte Bengel" sollte schon merken, daß man dem ehemaligen Schulkameraden nicht ungestraft beleidigen dürfe. Sehr zufrieden mit sich selbst, stieg Flaps Stengel die Treppe hinauf, er hatte sich vorgenommen, seine Laune durchzusetzen, und was er sich vornahm, das hielt er auch.

VII.

Tischler Hagemeister wollte seine Zwillinge taufen lassen; sie waren jetzt schon über fünf Wochen alt, und seine Frau hatte erklärt, diesmal sollte die Taufe etwas herzeigen. Sie kämen jetzt so langsam zu Geld, nun wollten sie den feinen Leuten mal zeigen, daß sie auch wüßten, was sich gehörte. Die beiden Knaben (bisher hatten sie nur Töchter) sollten mal was werden in der Welt; dazu gehörte es sich vor allen Dingen, daß man gleich bei der Wahl der Pathen vorsichtig sei. Sie wollte ja nicht sagen, daß er gerade hingehen sollte und Herrn Paulsen selbst zu Gevatter bitten, aber das Fräulein Ilse würde es Ihnen gewiß nicht abschlagen, und Herr Jens rechnete es sich am Ende noch gar zur Ehre. Herrn Stengel hätte sie schon selbst gefragt, der sei auch gleich bereit gewesen. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Ehestande setzte ihr Mann sich zur Wehr, er hätte es viel lieber gesehen, wenn ein Dutzend Kameraden mit ihren Frauen gekommen wären, mochte seine Frau denen dann auftafeln, was sie wollte, auf das nöthige Kleingeld wäre es ihm nicht angekommen. Aber sie blieb fest bei ihrem Willen und wollte sich nicht einmal überreden lassen, selbst zu Fräulein Evers zu gehen. Der Tischler wandte sich hilfesuchend an seinen Bruder, aber der lachte einfach über die häuslichen Zwistigkeiten, und so wurde Ilse denn eines Morgens mit der Nachricht überrascht, Tischler Hagemeister wünsche sie persönlich zu sprechen.

Sie saß gerade mit ihrer Schwester am Frühstückstisch, und die junge Frau befahl, daß der Bittsteller in das Zimmer geführt würde. Mit einem Gesicht, so ängstlich, als erschiene er vor dem Richter, trat Hagemeister ein und stammelte sein Anliegen. „Meine Frau hat es gesagt", setzte er hinzu, damit man nur ja nicht glauben möchte, er selbst habe einen so dreisten Gedanken gehabt.

„Und was die Frauenzimmers sind, die müssen ja immer ihren Willen haben."

„Dann mußt Du wohl ja sagen", lachte Frau Hedwig, „es scheint, daß mit dieser Taufmutter nicht zu spaßen ist."

Freundlich gab das junge Mädchen ihre Einwilligung und mit einem Seufzer der Erleichterung zog der Tischler wieder ab. Draußen empfing ihn August mit einem freundschaftlichen Grinsen, er hatte natürlich das ganze Gespräch durch's Schlüsselloch mit angehört.

„Na", fragte er, „das wird ja wohl 'ne furchtbar feine Taufe? Ladest mich denn auch mit ein?"

„Ja, August, ich thäte das ja gern, aber Du weißt ja meine Frau —"

„Hat die Hosen an", vollendete der Hausknecht. „Na, sei man nicht bange, wenn Du uns in der Fabrik ein Achtel ausgiebst, dann lassen wir Euch bei Eurem vornehmen Vergnügen in Ruhe."

„Das wird denn wohl nicht anders werden", seufzte der Gefoppte und wischte sich den Schweiß von der Stirn; im nächsten Augenblick aber richtete er sich straff auf, denn Herr Paulsen ging hastig an ihnen vorbei und trat in das Eßzimmer.

Sein Gesicht trug einen seltsamen Ausdruck, halb Freude, halb Angst war darin zu lesen; er sah aus, als habe sich ihm plötzlich ein großes Glück gezeigt, an das er doch noch nicht recht zu glauben wage. Als seine Frau ihn verwundert ansah, versuchte er sich zu beherrschen, konnte aber doch nicht ganz die Erregung in seiner Stimme unterdrücken, als er sich jetzt an seine Schwägerin wandte.

„Ilse, hat Georg mit Dir häufig über alte Freunde gesprochen?"

„Häufig nicht, Hans, aber doch bisweilen."

„Nannte er je den Namen Reimers?"

„Reimers, Reimers", wiederholte sie nachdenklich, „wart' einmal, ja ich glaube, er hatte einen Freund, der Arzt geworden war und jetzt irgendwo drüben in Brasilien stecken sollte. Hat der Herr vielleicht an Dich geschrieben? Und mit plötzlichem Verständniß fuhr sie hastig fort: Betrifft es Georg?"

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet im Einfalt ein weiblich Gemüth", parodirte ihr Schwager.

„Hans, wie kannst Du über solche Dinge spotten?" rief seine kleine Frau ganz empört.

Er wurde plötzlich sehr ernst, und als er zu ihr trat und liebevoll auf sie niederschaute, sah sie, daß es feucht in seinen Augen glänzte. „Du hast recht, Hedwig", sagte er, in diesem Augenblick mag ich Dir recht herzlos erscheinen, aber es ist in mir eine Aufregung, die ich vergebens zu beherrschen suche. Lies dies, und er legte ein Telegramm vor sie auf den Tisch.

Sprachlos starrte seine Frau auf die Worte nieder, sah ihn an, las dann wieder und wußte nicht, ob sie ihren Augen glauben sollte.

„Ist das Wahrheit?" fragte sie endlich, „oder eine dumme Mystification?"

„Da Ilse sagt, daß Georg wirklich einen Freund drüben hatte, der den Namen des Absenders führt und Arzt war, so hoffe ich, es könnte wirklich die Wahrheit sein."

Ilse, die bisher schweigend daneben gestanden, ergriff plötzlich das Blatt und stieß dann einen Jubelruf aus, so laut, so leidenschaftlich, wie die Ihrigen nie etwas Aehnliches von ihr vernommen. Gleich darauf brach sie in heiße Thränen aus. Der jähe Uebergang von tiefem Schmerz zu hoher Freude war zu viel für ihre angegriffenen Nerven gewesen. Ihr Schwager zog sie in seine Arme und streichelte beruhigend das dichte blonde Haar. Aber es dauerte lange, bis sie sich einigermaßen beruhigt hatte. — Das Telegramm enthielt die mysteriösen Worte: „Georg hier gefunden in Abtheilung für Geisteskranke, hoffen auf baldige Genesung, wünscht dringend heim, was thun? Dr. Reimers."

(Fortsetzung folgt.)